

Tragikomische Szenen aus dem Leben eines Filmsüchtigen

Der Kino-Olm und sein Chauffeur

Thomas C. Breuers bemerkenswertes Debüt: „Säntimäntls Reise“ / Von Sven Michaelsen

Säntimäntl ist Cineast. Da liegt das Leid nicht fern: Als *B-Film* empfindet er sein Leben, als billiges *remake* mit ständigen *Déjà-vu*-Erlebnissen. Keine Situation, die er nicht schon als Bildersequenz aus dem Kino erinnert; kein Möwenpärchen, das er nicht reflexhaft als „hitchcockartige Zusammenrottung“ bezeichnet. Orte verwandeln sich bei ihm automatisch zu Originalschauplätzen, und wenn's regnet, ist's gleich ein *film noir*.

Erfahrungen gelingen Säntimäntl nur noch bei Filmpremieren, und die Zukunft erscheint ihm zunehmend als Retrospektive. Abgerundet wird sein Weltschmerz durch das Gefühl, im eigenen Film – Hitchcock läßt grüßen – nur eine Nebenrolle zu spielen. Genauso niederdrückend wie der dröge Job an der Volkshochschule ist die private Tristesse – statt „High Noon“ auch hier die Chronik der laufenden Ereignislosigkeit. „Zum Hauptfilm“, stöhnt er, „kommt es meist nicht, nur immer Werbung, Werbung, man wartet sein Leben lang auf den Hauptdarsteller und kriegt nur die Langnese-Frau!“ Fremdes Leid hilft, und so wird Ludwig Fels zitiert, um dem derangierten Lebensgefühl Luft zu machen: „Ich halte mich über Wasser. Aber das ist nicht der Platz, wo man Feuer fängt.“

Auch der Fluchtweg in die Natur, der sich in solchen Stimmungslagen anbietet, ist vernagelt. Säntimäntls Erlebnisfähigkeit hat durch die Überdosis von Zelluloid-Sensationen gelitten. Wenn andere den Mond am Sternenhimmel goutieren, bemerkt er nur eine „Spalttablette auf nachtblauer Pinwand“. Überhaupt geht ihm Offensichtlichkeit auf die Nerven. Was sich nicht dem Krypto-Jargon cineastischer Kultfilme fügt, das langweilt ihn.

Die Wende bringt eine Erbschaft. Säntimäntl beschließt, ins Filmbusiness einzusteigen und heuert einen Chauffeur an, der ihn in einer BMW Isetta, Baujahr 1957, von Filmfestival zu Filmfestival kutschieren soll. Es gilt, weicht Säntimäntl den Fahrer ein, das eigene Leben zum *Road-Movie* zu machen: „Und wie in einem Wenders-Film fahren wir beide durch die Weltgeschichte, in einem Kult-Auto durch verrottete Landschaften, steigen in heruntergekommenen Hotels ab und machen dabei einen auf Männerfreundschaft.“

Es kommt anders. „Säntimäntls Reise“ wird von Thomas C. Breuer als Aufbruch in die Vergesslichkeit, als Ballung von verqueren Ansichten und schrägen Dialogen inszeniert.

Werner, der ständig Veilchenpastillen lutschende Chauffeur, ist ein elchgesichtiger Späthippie, benutzt seinen Pferdeschwanz als Nackenventilator und trägt einen penibel gepflegten Drei-Tage-Bart. Sein Phlegma verliert er nur am Steuer. Da echauffiert er sich über die „Porschlöcher und Ford-Capri-Piloten“, die in seinen Augen nichts weiter als „überdachte Rocker“ sind. Oder über „Mahnmale geistiger Notdurft“ – wie gehäkelte Toilettenpapierschoner, Nummernschildkissen, Kunststoffdackel mit mobilen Schädeln oder auf Heckfenster geklebte Sonnenuntergänge. Die Menschheitsfragen betrachtet Werner leiden-



Thomas C. Breuer

Aufnahme: Uli Gleis

schaftslos. Nur manchmal wundert er sich darüber, daß es in einem Land mit so vielen Arbeitslosen einen derart dichten Berufsverkehr gibt.

Säntimäntl dagegen sieht aus wie ein asthmatischer Theaterkritiker, trägt ständig schwarze Kordanzüge, weil sie die „ideale Symbiose von Seriosität und Bohème“ sind; er findet Wim-Wenders-Filme „realer als die Wirklichkeit“ und ist ansonsten weltfremd wie ein Grottenolm.

Was als Exkursion ins Reich der Kultfilm-Mythen geplant war, wird zum permanenten Scharmützel. Streiks, Attentate, Pannen, Hochwasser – die Reise scheint unter dem Diktat von *Murphys Gesetz* zu stehen: „Was nur irgendwie schiefgehen kann, geht auch schief!“

Doch was Säntimäntl noch mehr nervt, ist die „fortschreitende Disneylandisierung der Welt“. Da streiten Makrobioten, ob drei Vierkornbrötchen nahrhafter sind als vier Dreikornbrötchen; ein Mann steckt sich zwei ausgewachsene Frettchen in die Unterhose, nur um in das *Guinness-Buch der Rekorde* aufgenommen zu werden; vor den Denkmälern versehen die örtlichen Bukowskis ihren „Dienst als Randgruppe“; in den Szenecafés wird die Kunst gnadenlos „Art“ genannt, und an den Wänden hängen keine Photographien, sondern meistens „photographische Modulationen“.

Weil die Realität den Vergleich mit ihrer Kino-Version nicht aushält, wird Säntimäntl von Grü-

belanfällen heimgesucht. Nachts notiert er Rechtfertigungen für seine Reisemanie: „Ich orientiere mich an Unruhe, Unausgeglichenheit, Instabilität – Faktoren, auf die ich mich verlassen kann. Damit lebe ich. Die tägliche Jagd, Unrast, die Hetze, die Suche nach was-weiß-ich, der ständige Durst: alles konstant. Ich kann mich an meine Haltlosigkeit anlehnen, an meinen Schwankungen orientieren. Mein Hemd flattert im Wind und ich halte mich an den Knöpfen fest. Nicht das Reisen strengt an, sondern das Verweilen. Wenn man viel unterwegs ist, können sich die Menschen nicht bei einem einnisten. Man wird nur von Äußerlichkeiten abgelenkt, seelische Reize gibt es nicht. Den heftigsten Böen, den stärksten Erschütterungen standhalten – brenzlich wird es nur bei Windstille. (...) Manchmal habe ich das Gefühl: Ich reise, um zu vergessen. Aber was?“

Das Dissidententum in seinem Kopf bekämpft Säntimäntl in konsequenter Cineastenmanier – er macht sich zum Kameramann des eigenen Lebens. Die Mechanik funktioniert zwar, denn durch das Gefühl, ständig vor laufenden Kameras zu agieren, fällt er nicht aus der Rolle; doch gleichzeitig wird die Welt zur Kulisse und sein Verhalten degeneriert zur Pose. So fallen ihm bei seiner Verhaftung während einer Terroristenrazzia nur hafenweise Chandlerismen ein. Und die Frage, warum er so häufig ins Kino gehe, entlockt Säntimäntl den Kalauer: „Eigentlich will ich nur überprüfen, ob mein Taschenlampenkuli noch funktioniert.“

Ein Autounfall bringt für den Film-*afficionado* schließlich doch noch den ersehnten *act*. Während der Chauffeur gerade im Straßengraben stirbt, heißt es über den Helden: „Auch Säntimäntl hatte es aus seinem Kinositz herausgeschleudert. Er lebte noch eine ganze Weile, angetrieben von dem dringenden Wunsch, zu telefonieren. Endlich war er mal direkt in eine Handlung miteinbezogen. Mitten drin, ohne Eintrittskarte. Er spürte keinen Schmerz.“

Das zynisch-fröhliche Finale – Säntimäntl stirbt mit dem Wort „Schnitt“ auf den Lippen – wird zum Markenzeichen der Erzählung: Die Tragikomie über das desolates Lebensgefühl eines Filmsüchtigen kommt ohne Larmoyanz oder lederne Zeitkritik aus. Mit präziser Einfühlung und kabarettistischem Sprachwitz parodiert Breuer die Ideosynkrasien der Cineasten, ihren desperaten Versuch, der Wirklichkeit zu entkommen und den dunklen, geheimnisräuberhaften Jargon. „Wie war das noch mit der Tiefe?“ wird an einer Stelle gefragt: „Wenn man dauernd nach ihr forscht, sieht es so aus, als stecke man den Kopf in den Sand.“

Ein Roman? Nein, eher ein Film in Sätzen. Was für Säntimäntl ein Traum bleibt, hat sich für seinen Schöpfer erfüllt. „Säntimäntls Reise“ verwandelt sich beim Lesen auf wunderbare Weise in buntes Zelluloid. Ein *Road-Movie* in Buchform.

Thomas C. Breuer: „Säntimäntls Reise“; Machwerk Verlag, Siegen, 1986; 301 S., 30,- DM.